



Das Buch

Hallo :)

Hiermit würde ich gern mal eure Meinung zu diesen 2100 Wörtern lesen.

Wie kommt die Grundidee an?

Was funktioniert schlecht oder nicht?

Geht es zu schnell, zu langsam, zu langweilig?

Vielen Dank für eure Geduld :)

Ich wurde erschossen und das kam so:

Als Erstes erinnere ich mich an Frauenhände, die sanft über mein Äußeres strichen. Die Gaze umschmiegte den Rücken, das Kapitalband schaute schüchtern, das Leseband umso neugierig hervor. Der helle Ledereinband war würdevoll steif, der Leim roch nicht zu stark und der Vorsatz war farbenprächtig. Ganz zu schweigen vom Schnitt, der sich für etwas Besseres hielt, da er golden war.

Die schlanken Finger auf mir gehörten Anna Schuhmacher, die, seit Jahr und Tag in der „Schuhmachersche Druckerei und Verlag“ ihres Mannes Martin arbeitete und mit ihm solche Prachtexemplare wie mich hervorbrachte.

Die Prägung auf dem Deckel verwies mit „Jenseits der Worte“ auf den Inhalt und im Laufe meines Lebens würde ich viele Menschen in den Bann ziehen. Obwohl, in diesen Stunden war mir gar nicht klar, dass ich ein Geheimnis barg.

Stolz und mit glänzenden Augen hielt Anna mich am ausgestreckten Arm ihrem Mann entgegen. Der blätterte die 112 Seiten flüchtig durch, prüfte Block und Rücken, nickte und drückte seiner Frau einen zarten Kuss auf die Wange. „Die anderen Bücher bekommen einen weinroten Einband?“, versicherte er sich nochmals.

„Ja, nur das allererste Buch hat diese besondere weiße Leder. So hatte ich es Helene versprochen.“

Das Paar lächelten selig, denn ich war eins von Unzähligen ihrer Kinder, die die Schuhmachers hervorgebracht hatten. Leider war es ihnen zu Lebzeiten nicht vergönnt gewesen, einen Nachkommen aus Fleisch und Blut in die Welt zu setzen und so gaben sie all die Liebe und Hingabe ihren Büchern.

Eingepackt in Seidenpapier lag ich auf der Anrichte. Anna hatte mich, die erste Ausgabe, natürlich ihrer Freundin Helene Kirsch versprochen, denn diese war die Autorin.

Als junge Mädchen hatten sie gemeinsam, die damals neuerrichtete Volksschule, gegenüber des alten Gehöfts in der Brandiser Straße besucht, Sommerfreuden und Liebeskummer geteilt und diese Freundschaft hielt bis heute an.

In einen dicken Mantel gepackt, mit Hütchen auf dem Kopf und die Hände in einem Muff aus Pelz verließ Anna die „Schuhmachersche Druckerei und Verlag“ im Graphischen Viertel in Leipzig und eilte, vorsichtig, auf dem eher schlecht als recht, vom Schnee befreiten Fußweg ein paar Straßen weiter zu einer Haltestelle der Pferdebahn. Denn, um zu Helene zu gelangen, musste sie tief in den Ostteil der Stadt, wo beide ihre Kindheit verbracht hatten.

Es herrschte wenig Verkehr an diesem Tag im Februar des Jahres 1897 und Anna bedauerte es, dass der Frühling noch so weit entfernt schien. Zum Glück drängte sich manchmal die Sonne zwischen den bleigrauen Wolken hindurch und wärmten ihr das Gesicht. In ruhigen Atemzügen genoss sie das, während einige Kutschen an ihr vorbei in Richtung Augustusplatz zuckelten. Sie schlug den Kragen ihres Mantels hoch, als sie zur Haltestelle an der Hauptstraße trat.

Helene würde Augen machen, denn eigentlich sollte ich erst im April in Druck gehen. Da Martin aber letzten Herbst noch zwei überaus fähige Gesellen eingestellt und ihn eine neue Druckerpresse investiert hatte, konnten sie diese Aufgabe vorziehen. Annas Muße wurden vom Knattern eines Automobils unterbrochen und sie begann, langsam auf und ab zu gehen, denn die Kälte um den Gefrierpunkt kroch, dank des frischen Windes, schnell unter die Kleidung und ließ sie frösteln. Mit ihr froren nur eine Handvoll Leute an diesem frühen Nachmittag am Straßenrand.



Das Buch

Endlich kündigte sich mit dem Klackern der Hufe auf dem Kopfsteinpflaster das Kommen der Pferdebahn an. Vorn, über dem Stand des Kutschers prangte die leuchtendrote Scheibe der -Reudnitzer Linie-. Höflich ließen zwei gutgekleidete Herren Anna den Vortritt, die neben einer älteren Dame Platz nahm und nach dem Kontrolleur Ausschau hielt. Kaum ruckte der Wagen an, setzte dieser sich auch in Bewegung. Den Hals mit einem dicken Schal umwunden, schaute er sie streng an, kassierte und überreichte ihr das Billett mit den Worten: „Ab nächste Woche nur noch elektrisch. Genießen Sie die Fahrt.“ Dabei traten ihm kleine Atemwölkchen aus dem Mund. Im ersten Moment fühlte sie sich ob der Auskunft geschmeichelt, hörte dann aber, dass er es zu jedem zusteigenden Fahrgast sagte.

Wie schnell das alles geht, dachte sie. Als Kind gab es noch Petroleumlampen und in drei Jahren steht ein neues Jahrtausend vor der Tür. Was passiert eigentlich mit den vielen Pferden, die die Bahnen ziehen? Werden auch unsere Druckmaschinen eines Tages elektrisch angetrieben? Und wird bald, wie bei Jules Verne, der Mensch zum Mond fliegen können?

Bisher war für Anna das Grammophon eine der bedeutendsten Erfindungen schlechthin. Da ihre Freundin die Frau des Bankiers Kirsch war, konnten sie sich solchen Luxus leisten.

Von so etwas waren sie und Martin weit entfernt. Es ging ihnen nicht schlecht, die Druckerei lief gut, aber die Konkurrenz war erdrückend groß. Ihr Mann mochte derlei modernen Schnickschnack nicht und steckte das Geld lieber in die Firma, die er von seinen Eltern übernommen hatte.

„So! Endstelle!“ Die Stimme des Schaffners riss sie aus ihren Grübeleien. Anna raffte sich auf und marschierte die Hauptstraße weiter. Wenn die Elektrische verlängert und bis an Helenes Haus reichen würde, ja das wäre ein Fortschritt, dachte sie, darauf achtend, nicht auf den zahlreichen Eispfützen auszugleiten.

Trotz der Temperaturen war ihr warm geworden, als sie das schmiedeeiserne Tor aufdrückte und die wenigen Stufen zu Helenes Haustür emporstieg.

Ihr Herz schlug schneller vor Aufregung. Nicht nur, dass sie gleich ihrer besten Freundin gegenüberstehen würde, sondern auch, weil Musik aus dem Haus drang. Das Grammophon schmetterte eine Oper, denn Helene war gern und oft Gast im Neuen Theater am Augustusplatz.

Auf Annas Klopfen passierte nichts. Sie versuchte es erneut und entschied dann, sich vorsichtig an der Hauswand abstützend, das Gebäude zu umrunden. Wahrscheinlich sitzt Helene im Wintergarten und kann mich nicht hören, dachte sie, als der harsche Schnee unter ihren Sohlen knirschte.

Dann erstarrte sie. Die Freundin seit Kindertagen war tatsächlich in dem verglasten Treibhaus an der Rückseite des Anwesens. Allerdings halbnackt auf dem Schoß eines Mannes mit verschwitzten Haaren.

Anna trat näher, das Paar nahm die Bewegung im Garten wahr und hielt inne.

Ein Aufschrei entwandt sich Helenes Kehle, sie raffte ihr Hemd, sprang hoch und lief auf ihre Freundin zu. Diese brauchte ein paar Sekunden, das Gesehene zu begreifen, dann schlug ihr Erstaunen in Entsetzen um.

Für einen Augenblick wog sie mich in der Hand und verwarf den Gedanken zum Glück.

Aufgebracht stolperte sie nach vorn zur Straße und im gleichen Moment flog die Haustür auf. Hastig, in ein Laken gehüllt und mit nackten Füßen stand Helena da und streckte mit traurig verzogener Miene die Hand aus. „Anna, bitte, ich ... ich kann das erklären“, aber in Anna kochte alles und sie ignorierte das Gestammel. Eine solche Schamlosigkeit hätte sie ihrer Freundin niemals zugetraut.

Sie schluckte, blinzelte, suchte in ihrer Entrüstung nach Worten, bewegte lautlos den Mund. Mit schnellen Schritten nahm sie nochmals die Stufen und klatschte mich Helene vor die kaum bedeckte Brust.

„Der Titel stimmt nicht!“, schleuderte sie ihr mit Funken sprühenden Augen entgegen. „Es müsste heißen: Ohne Worte!“ Dann stürmte sie atemlos davon.

Nun war ich angekommen. Im Haus einer Ehebrecherin.

Helene hielt mich unschlüssig in der Hand, als sie die Haustür geschlossen und sich schwer atmend von innen dagegen gelehnt hatte. Ihr Liebhaber, Helmut Wunderlich, Sohn eines Brauereibesitzers in der Mühlstraße, kam vorsichtig aus der Tiefe des Hauses zu ihr. Zaghaft strich er ihr das kupferrote wirre Haar



Das Buch

aus der Stirn.

Sie hob die Augen und sagte: „Ich denke, das wars fürs Erste.“

Zu Helenes Bedauern konnte sie nach diesem Tag nie wieder mit der Freundin reden, sich erklären oder entschuldigen, denn als Anna zu Hause aus der Pferdebahn stieg, raste die Feuerwehr an ihr vorbei. Von weitem sichtbar reckte sich eine schwarze Rauchsäule in den Himmel über dem Graphischen Viertel.

Anna rannte, strauchelte, raffte sich auf und erreichte die in Flammen stehende Druckerei. Ohne auf die Zurufe der Feuerwehrleute und Passanten zu achten, stürzte sie in das Gebäude. Wollte ihren Mann, ihre Bücher, ihre Existenz retten. Das Feuer aber, breitete sich in den Etagen sich so rasend aus, dass sie schnell durch eine Rauchvergiftung ohnmächtig wurde.

Am Ende war die „Schuhmachersche Druckerei und Verlag“ nur noch eine verkohlte und eingestürzte Ruine und unter dem Dutzend Toten Anna und Martin.

Dieses Unglück führte dazu, dass ich ein Unikat blieb. Nie wieder sollte ein zweites Exemplar von mir die Welt erblicken, ich war einzigartig.

Mein erster Platz war zunächst auf dem Nachttisch von Helenes Ehemann, Werner Kirsch, seines Zeichens Bankier und Gesellschafter des Bankhauses Meyer & Co.

Helene lag abends im Bett und hatte ihm den Rücken zugekehrt. Sie sah nicht, wie er mich in der Hand hielt, sie dabei betrachtete und zufrieden nickte. Dafür wusste sie aber, dass er als Endvierziger alles erreicht und mit seiner Erlaubnis, dass sie ein Buch veröffentlichen dürfe, sogar ihre ewige Dankbarkeit hatte. Trotzdem schlug ihr das Herz bis zum Halse, denn sie konnte ihm, dem Finanzier ihrer neuentdeckten Leidenschaft den Zugang zu mir nicht verwehren.

Tief drinnen vertraute sie darauf, dass ihr Ehemann nur wenige Seiten lesen und bald das Interesse verlieren würde, denn er war kein geduldiger, dafür aber ein abends rechtschaffend müder Bankier.

Von mir erwartete er nicht viel, ich war nur eine Schrulle seiner Frau. Ein Zeitvertreib, denn einem Vermögenden wie ihm, galt die Hauptsache, dass sie das Haus in Ordnung hielt. Werner gestand ihr zu, auch mal Langeweile zu haben, also durfte sie sich als Schriftstellerin austoben. In Maßen, anständig und immer auf Moral und Sitte achtend.

Ihr war klar, dass diese weibliche Freizeitgestaltung nichts Vergleichbares wie sein Engagement im - Deutschen Patriotenbund zur Errichtung eines Völkerschlacht-Nationaldenkmals- war, dem er seit letzten Sommer angehörte.

Sie kannte seinen Spruch: Geschichte wird geschrieben, indem man diese in Stein gießt. Und nicht, nur irgendwelche Hirngespinnste auf Papier druckt.

Werner Kirsch hatte es durch seine Mitgliedschaft in der Leipziger Schützengesellschaft geschafft, ein enges Band zwischen dem Bund und dem Bankhaus Meyer & Co. zu knüpfen. Das geplante Denkmal würde den Gedanken der nationalen Wiedergeburt, die seiner Meinung nach mit den Befreiungskriegen begonnen hatte, in die Welt tragen. Das zählte für ihn und so wollte er dabei helfen.

Das alles interessierte Helene wenig. Sie stellte sich schlafend und kaute auf ihrer Unterlippe. Als sie von Annas Tod erfuhr, hatte sich ihre Welt verändert. Stiller geworden, weinte sie manchmal heimlich und starrte stundenlang aus dem Fenster auf die Straße hinaus, in der trügerischen Hoffnung, dass ihre Freundin quicklebendig um die Ecke bog. Ganz tief in ihrem Inneren gab sie sich eine Mitschuld. Denn ohne diesen Vorfall wäre Anna zum Kaffee geblieben und hätte so nicht in den Flammen umkommen können. Sie spürte, dass ich ein wirklicher Wendepunkt in ihrem Leben war und leider nicht nur zum Positiven.

Untrennbar verbunden, mit Helenes Inhalt und Annas Form lag ich kaum berührt auf Werners Nachttisch.

Zwar hatte er immer wieder gesagt, dass er mich gern und bald lesen würde, aber am Ende des Tages schlief er, wie seine Frau vermutet hatte, meist schnell und schnarchend ein.

Ich spürte Helenes Blicke auf mir, wenn sie die Betten aufschüttelte oder die frische Wäsche in den Schrank räumte. Sie haderte mich sich, denn immer wieder, erinnerte ich sie schmerzhaft an die verlorene Freundin.



Das Buch

Wünschte sie sich, ich wäre gar nicht erst geschrieben worden?

Dann eines Morgens stopfte sie mich in ihre Handtasche und im langen schwarzen Mantel schritt sie am Arm ihres Mannes zum Südfriedhof.

An die fünfzig Verwandte und Freunde, alle ähnlich wie Helene gewandet, standen am Familiengrab der Schuhmachers.

Warmer Nebel stieg aus der Menge in den strahlend blauen Morgenhimmel. Der Winter wollte nicht weichen und hatte die Wiesen und Gräber überreift, kroch in die Ärmel und Aufschläge.

Der Pastor sprach über Werden und Vergehen und Helene presste mich die ganze Zeit wie eine Bibel mit beiden Händen an ihr Herz.

Mir schwante Böses! Warum tat sie das? Sollte ich etwa hier enden? Ungelesen? Ungeliebt? Das Wissen um meine bloße Existenz ließen Helenes Gedanken an die Freundin immer wieder aufleben. Also musste ich aus dem Weg geschafft werden!

Die Trauernden bildeten fröstelnd eine ungeordnete Schlange, um Anna und Martin die letzte Ehre zu erweisen. Langsamem Schrittes schob sich Helene näher an das Grab, löste ihre Hände von der Brust. Schon bereitete ich mich darauf vor, in dem dunklen Loch zu verschwinden, als sie angerempelt wurde und innehielt. Irritiert drehten sie und ihr Mann sich um.

Es war Hans Schuhmacher, Martins älterer Bruder. Seine von der Trauer geröteten Augen ruhten auf dem Ehepaar, sein gezwirbelter Schnurrbart zitterte vor Aufregung.

Zaghaft griff er nach mir und sagte: „Warum wollen Sie so etwas schönes wegwerfen? Soll alles getilgt werden, was an die beiden erinnert? Was bliebe dann, außer dem Schmerz?“

Schuldbewusst senkte Helene die Augen.

„Entschuldigen Sie“, ging Werner dazwischen. „Aber das ist ein Geschenk und Eigentum meiner Frau und sie kann damit machen, was sie will.“

Für einen Moment wurde dieses Dreieck zum Mittelpunkt, die raunende Aufmerksamkeit aller Anwesenden galt ihnen.

Helene schluckte und gab mich frei. „Das ist schon in Ordnung, Werner. Ich habe kein Recht dazu.“

Er holte Luft, um zu widersprechen, aber mit einer knappen Handbewegung brachte sie ihn zum Schweigen, wandte sich ab und während ich in der warmen Innentasche Hans Schuhmachers verschwand, ging die Beerdigung weiter.

Diskutieren Sie [hier](#) online mit!